

George Eliot.

Zum 100. Jahrestage ihrer Geburt (22. November 1819).

Im Jahre 1840 schrieb die damals zwanzigjährige Miß Mary Ann Evans an ihre ehemalige Lehrerin Miß Lewis: „Was die Schulung betrifft, die unser Geist aus der Lektüre erdichteter Erzählungen gewinnen kann, so sehe ich keine von wohlthätigem Charakter, die nicht durch die geschichtliche Lektüre erreicht werden könnte. . . . Wenn man sagt, der Geist müsse eine Erholung haben, so antworte ich: ‚Die Wirklichkeit ist seltsam, seltsamer als die Dichtung.‘ Wenn jemand die Wunder der Wirklichkeit alle erschöpft hat, so bleibt ihm nichts übrig, als zur Dichtung zu greifen: bis dahin kann ich mir nicht vorstellen, wie die Abenteuer irgendeines von der Phantasie beschworenen Schattens unterhaltender sein könnten als die Thaten wirklicher Exemplare der menschlichen Gattung, aus denen wir sichere Schlüsse zu ziehen vermögen.“

Und etwas später fährt die kühne Verächterin der Romanlektüre fort: „Religiöse Romane sind mir verhaßter als rein weltliche: sie sind eine Art Kentaur oder Meerjungfrau und sollten wie andere Ungeheuer, die wir in keine Klasse unterbringen können, zum allgemeinen Besten gleich nach ihrer Geburt vernichtet werden. Familienromane scheinen mir um so gefährlicher, je mehr sie in den Kreis des Nachahmbaren kommen. Was mich betrifft, so könnte ich mich hinsetzen und weinen über die Unmöglichkeit, einen Bruchteil der Gegenstände, die unserer Betrachtung in Büchern und im Leben entgegentreten, zu verstehen oder auch nur zu kennen. Habe ich dann irgendwelche Zeit zu verschwenden auf Dinge, die niemals existiert haben?“

Zwanzig Jahre später, nach Erscheinen ihrer zwei Meisterwerke „Adam Bede“ und „Die Mühle am Floß“, gehörte Mary Ann Evans unter dem Pseudonym George Eliot zu den gefeiertsten Romanschriftstellern Englands, die neben Walter Scott, Dickens und Thackeray ihren Ehrenplatz in der englischen Literaturgeschichte noch heute nicht mit Unrecht behauptet.

Mary Ann Evans wurde am 22. November 1819 zu South Farm, Newdigate Arbury, in der mittelenenglischen Grafschaft Warwick, als die

jüngste Tochter des tüchtigen Zimmermanns Robert Evans geboren, verlebte ihre ersten Jugendjahre auf dem idyllisch gelegenen benachbarten Landgute Griff House, wohin die Familie schon bald nach der Geburt ihres jüngsten Kindes zog, und erhielt ihre erste Schulbildung in der anmutigen Provinzstadt Coventry. Frühzeitig regte sich in ihr ein außerordentlicher Bestreben, den der Vater mit allzu nachsichtiger Bereitwilligkeit und mangelhaftem Verständnis für eine sorgfältige Auswahl zu befriedigen suchte. Die eingangs angeführten Stellen aus Mary Anns späteren Briefen, die eine überlegene Verachtung schöngeistiger Erzeugnisse zur Schau tragen, stimmen nicht ganz mit den Geständnissen überein, die sie in ihren Jugendjahren ablegte. „Ich befinde mich“, schrieb sie selbst ganz offen in der Zeit, da sie die Schule in Coventry besuchte, „den Büchern gegenüber in derselben Verfassung wie der Bielfraß gegenüber seiner wohlbesetzten Tafel; ich vertilge schleunigst einen Gang, um beizeiten zum nächsten zu gelangen, und genieße und verdaue so keinen.“ Zu Hause las sie während der Ferien halbe Nächte hindurch und bereitete dadurch der Mutter manchen Kummer. Die Befürchtungen der verständigen Frau waren nicht unbegründet; denn Mary Ann hat damals schon den Grund zu den heftigen nervösen Kopfschmerzen gelegt, von denen es für sie bis zum Tode keine dauerhafte Erlösung mehr geben sollte.

Die Familie galt als strenggläubig anglikanisch; der Vater war ein überzeugter Anhänger der Hochkirche. Die ersten Erzieherinnen Mary Anns in Coventry neigten zum Pietismus. Durch den Einfluß von Miß Franklin, der Tochter eines Baptistenpredigers, und des Studiums von theologischen Kontroversschriften schloß sich die junge Evans zeitweilig einer religiösen Strömung an, die alles weltliche Treiben und darüber hinaus selbst unschuldige Kunstgenüsse unterschiedslos verurteilte. Nur kurze Zeit währte indes die Treibhausglut ihres religiösen Eifers. In Coventry, wohin sie Ende 1841 für längere Zeit übersiedelte, lernte die kaum der Schule entwachsene Evans einen erklärten Freidenker, Charles Bray, und seine Familie kennen. Brays Schwager, Charles Hennell, hatte 1838 ein kirchenfeindliches Buch geschrieben, „Untersuchung über den Ursprung des Christentums“, das von David Strauß ins Deutsche übersetzt wurde. Mary Ann war naiv genug, bei Mr. Bray einen direkten Bekehrungsversuch zu unternehmen. Statt sich in einen religiösen Disput einzulassen, gab ihr der weltgewandte Mann lächelnd das Buch seines Schwagers zu lesen. Einige Tage später erklärte die junge Evans den bisherigen Freunden gegenüber

ihren Austritt aus der Kirche und ihren Abfall vom Christentum. Diesem entscheidenden Schritt waren heftige innere Kämpfe vorausgegangen, aber rückgängig gemacht hat sie ihn trotz des erbitterten Widerspruchs von seiten ihrer Angehörigen nicht mehr.

Die nun folgenden Jahre verkehrte Miß Evans fast ausschließlich im Bekannten- und Freundeskreise der Familie Bray. In der von einem angenehmen Park umgebenen Villa des Freidenkers traf sie unter andern die Dichterin Harriet Martineau, den Soziologen Robert Owen, den vielgepriesenen amerikanischen Essayisten Emerson, den Historiker Froude, den Dichter Mayan, den Herausgeber der Westminster Review, Dr. Chapman.

Schon 1842 hatte Mary Ann auf Wunsch ihrer neuen Freunde das „Leben Jesu“ von David Strauß ins Englische zu übersetzen begonnen, eine Arbeit, die sie mit hartnäckiger Ausdauer, aber unter steten Zweifeln an dem endlichen Gelingen, nach drei Jahren zu Ende führte. Abwechselnd wurden dazwischen Spinoza und Thomas a Kempis gelesen, letzterer, weil sie doch ab und zu ein Bedürfnis fühlte, „für ein paar Monate eine Heilige zu sein“. Im Frühjahr 1849 starb ihr Vater. Bald darauf reiste Miß Evans mit dem Ehepaar Bray über Paris, Lyon, Avignon, Marseille nach Oberitalien, und von da über den Großen St. Bernhard nach Genf, wo sie von Mitte Juli bis Mitte März des folgenden Jahres 1850 blieb.

Der Aufenthalt am herrlichen Genfer See wirkte wohlthätig auf Geist und Gemüt der durch die Krankheit ihres Vaters und die inneren Kämpfe seelisch gedrückten Mary Ann. In der Familie des Malers d'Albert, der später ihre bedeutendsten Werke ins Französische übertrug, erhielt ihr schriftstellerisches und künstlerisches Talent reiche, vielseitige Anregung. In Genf entstanden damals die Pläne zu den großen Romanen „Adam Bede“ und „Die Mühle am Floß“. Nach der Rückkehr in die Heimat folgte Miß Evans der Einladung Dr. Chapmans und trat in die Redaktion der Westminster Review ein, um bald darauf nach London überzusiedeln.

Gleich in den ersten Tagen ihres Aufenthaltes in der Weltstadt lernte sie den Schriftsteller George Henry Lewes kennen, der von 1853 an zu ihr in nähere Beziehung trat. Lewes war verheiratet und Vater von drei halberwachsenen Söhnen. Ein Antrag auf gesetzliche Ehescheidung, den er schon vor seinem Zusammentreffen mit Mary Ann eingereicht hatte, war abgewiesen worden. Lewes trennte sich nun trotzdem von seiner rechtmäßigen Gattin und lebte von 1854 an bis zu seinem Tode 1878 mit Miß Evans zusammen. Eine Legitimation des Verhältnisses, das selbst im Freundeskreise

der Familie Bray Anstoß erregte, erfolgte weder von kirchlicher noch von staatlicher Seite. Es war übrigens nicht so sehr sinnliche Zuneigung oder vollends die Sucht nach schrankenlosem Sichausleben, sondern doch wohl in erster Linie ein gleichgerichtetes literarisches Streben, was die religiös freisinnigen Schöngeister zusammengeführt hatte. Auf die schriftstellerische Tätigkeit Mary Anns hat denn auch der geistig ungemein regsame, rede- und febergewandte Lewes, der unter anderem eine auch in Deutschland vielgelesene Goethebiographie verfaßte, unstreitig einen fördernden Einfluß ausgeübt, da er mit Lob und Anerkennung nicht kargte und die zu trüben Stimmungen neigende Freundin immer wieder zur eifrigen Fortsetzung ihrer Geisteswerke aufzumuntern verstand. Aus Verehrung für ihn nannte sich Mary Ann als Schriftstellerin George Eliot.

Als der wachsende Erfolg ihrer Bücher George Eliot zu einer europäischen Berühmtheit machte, stellten sich die alten Freunde größtenteils wieder ein. Dazu gesellten sich ungezählte neue, und obwohl das Paar in London jahrelang grundsätzlich keine Besuche machte, standen sie doch in den letzten Jahrzehnten ihres gemeinsamen Schaffens fast zu allen zeitgenössischen Künstlern, Dichtern, Schriftstellern und sonstigen Berühmtheiten in naher oder doch wenigstens loser Beziehung. Öfter wurden auch Reisen unternommen, in den ersten Jahren vorzüglich um Material für die Werke und neue Anregungen zu gewinnen. So hat George Eliot im ganzen nicht weniger als siebenmal Deutschland besucht und sich eine verhältnismäßig gebiegene Kenntnis deutschen Wesens und der deutschen Geistesarbeit angeeignet. Daß diese Kenntnis Lücken aufwies, soll nicht geleugnet werden. Später, da der geschwächte Gesundheitszustand Mary Anns größere Reisen nicht mehr erlaubte und anderseits doch eine Luftveränderung immer häufiger zu fordern schien, begnügte man sich mit Ferienaussflügen in die Nachbarschaft Londons.

Am 28. November 1878 starb George Lewes nach kurzer Krankheit. Für die alternde, schon seit langem kränklche Mary Ann war sein Tod ein furchtbarer Schlag. Wochenlang empfing sie keine Besuche, die Briefe lagen unbrochen da, in ihrem Tagebuch liest man zum 1. Januar 1879 nur die Worte: „Hier sitze ich und der Gram“. Erst Ende Januar ward ihr Hausarzt vorgelassen, Ende Februar ihr glühender Verehrer, der Kaufmann Mr. Croft. Doch schon ein Jahr später hörten ihre Freunde zu ihrem nicht geringen Erstaunen, daß die einundsechzigjährige George Eliot mit Mr. Croft die Hochzeitsreise nach Italien angetreten habe, nachdem

sich das Paar in England heimlich hatte trauen lassen. Das Zusammenleben der beiden dauerte nur kurze Zeit, denn wenige Wochen nach der Rückkehr aus dem Süden zog sich die Dichterin bei einem Konzert eine Herzbeutelentzündung zu, an der sie nach vier Tagen, am 22. Dezember 1880, in London verschied.

Die Übersetzung des freireligiösen Tendenzwerkes eines David Strauß, mit der Mary Evans ihre schriftstellerische Tätigkeit begann, fand unter dem formellen Gesichtspunkte in England hohe Anerkennung. Die Kritik bewunderte „die durchsichtige, eigenartige und harmonische Kraft des englischen Stils“. Die Arbeit war indes anonym erschienen, mit einer lateinischen Vorrede des deutschen Verfassers versehen. Der Name der englischen Übersetzerin blieb daher nur dem engeren Kreis um Mr. Bray bekannt. Später übertrug sie auch Spinozas „Ethik“ und Feuerbachs „Wesen des Christentums“. — Ende 1850 schrieb Mary Ann ihren ersten Beitrag für die Westminster Review, der im Januar 1851 veröffentlicht wurde. Es war eine Würdigung von Macdachs „Progress of Intellect.“ In rascher Folge erschienen nun während der zwei Jahre ihrer Mitarbeit an der Zeitschrift kritische Referate, Essays und Abhandlungen, zumeist philosophischen Inhalts, aus ihrer Feder, die ohne nachhaltige Wirkung blieben und später der Vergessenheit anheimfielen. Mit Recht; denn die von der jungen Verfasserin mit so großem Eifer vertretenen Ansichten tragen durchweg den Stempel der Unreife und geistigen Abhängigkeit. Neben Strauß, Spinoza, Hennell, Feuerbach und Darwin waren es besonders der Vater des Positivismus, Auguste Comte, und der später erst berühmt gewordene englische Philosoph Herbert Spencer, die Mary Anns religiös-philosophische Richtung damals beeinflussten.

Am 22. September 1856 begann Miß Evans mit der Niederschrift ihrer Erzählung „Traurige Schicksale des ehrwürdigen Amos Barton“, dem ersten Stück aus ihren „Scenes of Clerical Life“. Der Titel „Szenen aus dem Leben der Geistlichkeit“ ist nicht sehr bezeichnend; denn was in allen drei Erzählungen von anglikanischen Geistlichen berichtet wird, das könnte geradeso gut den Vertretern anderer Stände zustoßen. Die Dichterin hat auch bei ihren späteren Werken noch einigemal in der Auswahl der Überschriften keine glückliche Hand gezeigt. Doch gehört das mit ins Kapitel der vielen genialen Nachlässigkeiten in der Komposition ihrer Werke. Schon am 5. November war „Amos Barton“ abgeschlossen; im Januar 1857 erschien der kleine Roman im Edinburgh Magazine anonym. Die zweite Erzählung, „Mr. Gilfil's Liebesgeschichte“, die bald darauf folgte, wurde

als erste unter dem Pseudonym George Eliot veröffentlicht. Noch im gleichen Jahre war „Janets Buße“ vollendet, das schwächste von den drei poetischen Erstlingswerken, die nun zusammen in einem Band erschienen.

Die „Szenen“ erregten bedeutendes Aufsehen in der englischen Lesewelt. Man zerbrach sich den Kopf über die Persönlichkeit des Verfassers. Da Miß Evans ein männliches Pseudonym gewählt hatte, das sie fortan beibehielt, so galt bei vielen ein gewisser Mr. Higgins, ein sonderbarer Kauz, als der Autor. Dieser Irrtum setzte sich bei manchen Freunden der Dichterin so fest, daß sie anfänglich ihr den Vorwurf der Unehrllichkeit nicht ersparten, als Miß Evans den Schleier ihres Pseudonyms lüftete. Nur Dickens ließ sich durch den irreführenden Namen nicht bestechen. Er schrieb an die ihm unbekannte Verfasserin jene Worte, die zugleich von seinem Feinsinn und von der hohen Anerkennung für das Kunstwerk Zeugnis ablegen: „Ich habe so sehr weibliche Züge in jenen rührenden Dichtungen bemerkt, daß die Versicherung auf dem Titelblatt nicht hinreicht, um mich zufriedenzustellen. Wenn sie nicht von einer Frau herrühren, so glaube ich, daß kein Mann jemals zuvor die Kunst besaß, sich geistig so mit weiblichem Wesen zu assimilieren, seit die Welt steht.“

Psychologisch betrachtet ist das Buch in der That eine erstklassige Leistung. Zumal die beiden ersten Erzählungen offenbaren eine Beobachtungsgabe und eine Menschenkenntnis, wie wir sie nur bei ganz wenigen Novellisten und Romanschriftstellern der Weltliteratur finden. Der Geistliche Amos Barton, der größtenteils durch eigene Schuld die rührend edel gezeichnete Gattin aufs Sterbebett bringt, und sein Kollege Gilfil, der die von ihm sehrnächst, aber mit zarter Zurückhaltung umworbene, kindlich naive Italienerin Katharina infolge der Selbstsucht anderer nur als seelisch gebrochene Braut heimführt, sind Gestalten von ergreifender Lebenswahrheit, deren Schicksale trotz mangelnden Heldentums ihrer Persönlichkeiten der tragischen Wirkung auf den Leser nicht entbehren. George Eliot selbst hat ihre dichterische Auffassung von der Person des Amos Barton an einer Stelle des Werkes ausgesprochen, die für die ganze Art ihrer Romanschriftstellerei bezeichnend ist:

„Aber, lieber Leser, es gibt eine so außerordentlich überwiegende Majorität deiner Landsleute, die von so unbedeutendem Schlage sind. Wenigstens achtzig unter hundert von deinen erwachsenen männlichen Mitbürgern sind weder hervorragend tüchtig, noch hervorragend schlecht, noch hervorragend weise; ihre Augen sind weder tief und feucht von Empfindung, noch glänzend von unterdrücktem Witzesfeuer; sie sind wahrscheinlich nicht mit genauer Not dem Rachen des Todes entronnen, sie haben wahrscheinlich keine schauererregenden Abenteuer erlebt; ihr

Gehirn ist sicher nicht mit genialen Gedanken beschwert, und ihre Leidenschaften haben nicht vulkanische Ausbrüche gehabt. Es sind einfach Menschen von mehr oder weniger reinem Teint, deren Rede mehr oder weniger schmucklos und unzusammenhängend ist. Aber diese trivialen Menschen — viele von ihnen — haben ein Gewissen und haben das erhabene Gebot in sich gefühlt, das Rechte zu tun, sei es auch unter Schmerzen; sie haben ihren unausgesprochenen Kummer und ihre heiligen Freuden; ihr Herz hat vielleicht vor Liebe gezittert, als sie das Erstgeborene an sich drückten, und es hat getrauert über unwiederbringlichen Verlust. Sag, liegt nicht etwas Rührendes gerade in ihrer Unbedeutendheit — wenn wir z. B. ihr dunkles und enges Dasein vergleichen mit den glorreichen Höhen, erreichbar von jener menschlichen Natur, an der sie teilnehmen?“

Mit der Vollendung ihrer ersten poetischen Schöpfung hatte George Eliot das Wirkungsfeld gefunden, das ihrer Eigenart, ihrer künstlerischen Begabung und dem Zug ihres Herzens entsprach. Wenn indes noch Zweifel darüber walten konnten, ob die Dichterin auch größere Vorwürfe zu bewältigen imstande sein würde, so mußte die prächtige Erzählung „Adam Bede“, die 1859 erschien, auch das letzte Bedenken gegen George Eliots Beruf zur Romanschriftstellerin zerstreuen. Das Buch schildert mit zwingender Realistik, doch ohne die geringste Beigabe von abstoßender naturalistischer Kraftmeierei, die entsetzlichen Folgen einer anfänglich unbedeutenden, nicht genügend beherrschten Leidenschaft (Artur Donnithorne), die ein eitles, oberflächlich veranlagtes Mädchen in Schande und ins Verderben stürzt (Hetty Sorrel) und selbst die Lebensschicksale eines Charakterstarken, aufrechten Mannes und Helden im Arbeiterkittel unheilvoll beeinflusst (Adam Bede). Den Gegensatz zu Hetty (Zettchen) bildet ihre Verwandte, die Methodistenpredigerin Dina Morris, durch deren taktvolles, verständnisinniges Walten die grauenhaften Wirkungen des Fehltritts Donnithornes und Zettchens, soweit das überhaupt noch möglich, gemildert werden.

Vielleicht liegt in der Charakterzeichnung Dinas und in der Rolle, die sie am Schlusse spielt (Heirat mit Adam Bede), eine gewisse Schwäche des Kunstwerkes. Dina wird allzu ideal geschildert: sie ist ein engelgleiches, rein ätherisches Wesen, dem nicht die geringste Unvollkommenheit anhaftet und das nur an die Heilung der Schmerzen anderer denkt. Man wundert sich nicht wenig, daß sie schließlich vor den Augen des Lesers aus ihrer Wolkenhöhe herabsteigt und die ziemlich prosaische Gattin eines tüchtigen Handwerkers wird. Möglich, daß die Rücksicht auf den einmal gewählten Titel des Romans der Verfasserin diesen Abschluß nahelegte; denn abgesehen von dem unerwarteten Ausgang ist dieses Kabinettstück feinsten Seelenanalyse eigentlich die Geschichte eines sittlichen Fehltritts und seiner

düßern Folgen. Adam Bede spielt dabei eine zwar bedeutende, aber nicht unbedingt notwendige Rolle.

In der kraftvollen, bis zur Härte rechtschaffenen Gestalt des Zimmermanns Adam Bede hatte George Eliot ihrem eigenen Vater ein zwar poetisch freies, doch in den Hauptzügen zutreffendes Denkmal gesetzt; in „The Mill on the Floss“ (Die Mühle am Floss) zeichnete sie unter der durchsichtigen Hülle der Hauptpersonen Maggie und Tom sich selbst und ihren Bruder Isaak nach den Erinnerungen an die Zeit ihrer Kindheit im elterlichen Hause. Das Geschick des Geschwisterpaares wird durch den deutlichen Gegensatz zwischen der Familie des Vaters, den heitern, offenen, allzu sorglosen Tullivers, und den Verwandten mütterlicherseits, den kalten, klugberechnenden, familienstolzen Dodsons, ungünstig beeinflusst. Maggie, die liebebedürftige, der rauhen Wirklichkeit nicht gewachsene Kleine, hat den Charakter der Tullivers als Erbsäck mit auf den Lebensweg bekommen und erntet auf Schritt und Tritt Enttäuschung. Tom, der gänzlich anders geartete, von ihr trotzdem heiß geliebte, willensstarke Bruder, entzweit sich im Laufe der Jahre mit ihr vollständig. Als er bei einer Überschwemmung in Lebensgefahr gerät, versucht Maggie ihn zu retten. Dabei versöhnen sich die Geschwister, und beide finden festumschlungen den Tod in den treibenden Wassern.

Der Roman trägt im ersten Buch, das die Kindheit Maggies und Toms schildert, zweifellos einen autobiographischen Charakter, im weiteren Verlauf jedoch weicht die Erzählung ganz bedeutend von den wirklichen Schicksalen George Eliots ab. Die Dichterin war glücklicher als ihre Romanheldin, weil sie frühzeitig aus der engen Umfriedung von Griff House befreit und in andere Verhältnisse versetzt wurde, wo sie freier atmen konnte. Hätte man sie gleich Maggie gezwungen, in den kleinlichen Verhältnissen des elterlichen Hauses ihre späteren Jugendjahre zu verbringen, so wäre sie bei ihrer ähnlich gearteten Charakter- und Gemütsanlage wohl ebenfalls zugrunde gegangen. Das war augenscheinlich der leitende Gedanke, der George Eliot bei der Abfassung ihrer Erzählung beseelte. Über seine Berechtigung kann man gewiß anderer Ansicht sein als die phantasievolle Dichterin, aber George Eliot war von der Richtigkeit ihrer Auffassung so fest überzeugt und schrieb den Roman mit so großer innerer Anteilnahme, daß nach ihrem eigenen Geständnisse tiefe Wehmut, ja eine Art Traurigkeit sie ergriff, als sie mit ihrer Arbeit zu Ende war. So lieb waren ihr die Gestalten ihrer Einbildungskraft, die sich mit den Träumen der Kinderjahre mischten, in den stillen Stunden dichterischen Schaffens geworden.

„Die Mühle am Floß“ wurde im März 1860 vollendet. Am 4. April erschien der Roman bereits in Buchform. Der Erfolg war noch größer als bei „Adam Bede“. Bis in die höchsten Kreise wurde der Name der Dichterin mit Ehren genannt. Königin Viktoria sprach von dem Werke mit Bewunderung. Eine französische Übersetzung von d'Albert und eine deutsche von Frese trugen den Ruhm der glänzenden Erzählerin auf den Kontinent. Auch der klingende Gewinn blieb nicht aus. Ende 1860 hatte sich George Eliot durch ihre drei Bücher die hübsche Summe von 68 000 Mark erworben.

Noch im November 1860 machte sie sich an die Abfassung einer neuen Erzählung, am 10. März 1861 schon lag das Werk abgeschlossen vor. Es erhielt den Titel „Silas Marner“ nach der Hauptperson, die hier in der Tat im Mittelpunkt der Geschichte steht. Marner ist ein biederer, arbeitssamer, von Natur schüchternen Leinwandweber, der durch ungerechte Verurteilung den Glauben an Gott und die Menschen verliert und dem von einem vornehmen Lumpen auch noch die mühsam erarbeitete Summe Gold gestohlen wird, die sein einziges Glück ausmachte. Die Liebe zu einem Findelkind, das er aufzieht, gibt ihm den Lebensmut zurück und bringt alle edlen Eigenschaften des bisher einsamen, verschlossenen Mannes zur Entfaltung. — Einfach im Aufbau, straff in der Entwicklung der Handlung, überzeugend in der folgerichtig durchgeführten Charakteristik der Personen, dabei von mäßigem Umfang und frei von unnötigen Abschweifungen, Längen und episodischem Beiwerk, ist „Silas Marner“ ein wahres Musterbeispiel schlichter und doch packender Erzählungskunst.

Auch George Eliot hat übrigens selbst in den dichterisch fruchtbarsten Jahren nicht lauter Meisterwerke geschaffen. Zwei kleine Prosaerzählungen: „The Lifted Veil“ (Der geküsstete Schleier) und „Brother Jacob“ (Bruder Jakob), die sie 1859/60 in mäßigen Augenblicken hinwarf, können hier füglich übergangen werden. — Geringen Wert haben auch ihre lyrischen Gedichte, im ganzen fünf, die eigentlich nur beweisen, daß ihr dieses Betätigungsfeld auf dem Parnass zeitlebens verschlossen blieb. — Nur einmal versuchte sie so etwas wie einen „Sprung auf die Bühne“, in ihrem als Drama gedachten, zum episch-dramatischen Erzeugnis gewordenen Werke „The Spanish Gipsy“ (Die spanische Zigeunerin, 1868). So günstig der Vorwurf, den sie im wesentlichen von Cervantes entlehnte, für die Bühnenbearbeitung erscheint und so tabellos der Blankvers einherstreitet, George Eliot wußte ihren Stoff nicht zum Drama zu gestalten; die beschreibenden,

schildernden und erzählenden Elemente und Partien überwuchern. Die Handlung wird dadurch nicht gefördert, sondern auf Schritt und Tritt gehemmt. Das stofflich an die „*Preziosa*“ gemahnende Stück liefert schließlich nur den Beleg dafür, daß der großen Romanschriftstellerin die dramatische Begabung im engeren Sinn durchaus abging.

Was George Eliot in gebundener Sprache veröffentlichte, kommt überhaupt gegenüber ihren großen Leistungen auf dem Gebiet der epischen Prosa kaum in Betracht. Bedeutenderen Wert hat lediglich das alttestamentliche Eposos „*The Legend of Jubal*“ (Die Legende von Jubal, 1869). Es verherrlicht den kunstsinnigen Patriarchen Jubal, den Nachkommen Rains, als den Erfinder der Gesangs- und Dichtkunst, der als Greis von 900 Jahren unerkannt von den enthusiastischen Verehrern seiner Muse erschlagen wird. Eine gewisse tragische Größe läßt sich der Dichtung nicht absprechen: ihr liegt die Lieblingsidee George Eliots zugrunde, daß der Mensch nur in seinen Werken fortlebt, die ihn überdauern, während er selbst verschwindet. Das ist die einzige Art von Unsterblichkeit, die wir erreichen können und sollen.

Zu einem historischen Roman aus der Zeit des ausgehenden 15. Jahrhunderts machte George Eliot seit Anfang der sechziger Jahre die umfassendsten Vorstudien. Zweimal war sie in Florenz und durchstöberte die Bibliotheken, um Material für ihr groß angelegtes Kulturbild der Renaissance zu sammeln. Im August 1861 wurde mit der Niederschrift begonnen, am 9. Juni 1863 war der Roman nach vielen Umarbeitungen und Perioden der tiefsten Entmutigung vollendet. Er hieß nach der Heldin „*Romola*“. Sabonarola, den George Eliot anfänglich in den Mittelpunkt gestellt hatte, spielte jetzt nicht mehr die Hauptrolle. Romola, die mit glänzenden Gaben des Geistes und Körpers ausgestattete Tochter eines eigensinnigen, kirchenfeindlichen, erblindeten Humanisten in Florenz, heiratet den verschlagenen Griechen Tito Melema, der sie schmähsch hintergeht und schließlich eines gewaltsamen Todes stirbt. Romola, über die Treulosigkeit ihres Gatten empört und verbittert, wird durch die Pflege armer Pests-kranken innerlich geläutert und übernimmt nun die Sorge für Titos uneheliche Kinder und deren von ihm betrogene Mutter.

Trotz hoher Schönheiten im einzelnen gewährt das umfangreiche Werk keinen reinen künstlerischen Genuß. Die ausführlichen Beschreibungen der Zustände im alten Florenz bekunden zwar die gewaltige Belesenheit und schwerwissenschaftliche Ausrüstung der Dichterin, für die Romanhandlung

dagegen wurden sie zu einer hemmenden Belastung. Überdies leidet das entworfenen Kulturbild sowohl nach der religiösen wie nach der sozialen Seite hin an mancherlei Verzeichnungen. Ja, selbst einige psychologische Unwahrscheinlichkeiten sind hier ausnahmsweise George Eliot aus der Feder geflossen.

Fast ausschließlich kulturelles Interesse beansprucht die ziemlich mißglückte Erzählung „Felix Holt“, von George Eliot im März 1865 begonnen, die indes nach ihrem eigenen Geständnis unter ihrer Feder „langsam wie ein kränkendes Kind“ heranwuchs. Fast die Hälfte des Buches wird mit der Schilderung der ersten englischen Parlamentswahl nach der Reform im Jahre 1832 ausgefüllt. Die Handlung selbst ist verwickelt und poetisch unfruchtbar. Die Figur des Arbeiterfreundes Felix Holt streift hart ans Lächerliche, trotz der zum Teil recht gesunden Ansichten, die der Mann ohne Krawatte als Sprachrohr der Dichterin temperamentvoll verteidigt. Auch hier hat der wissenschaftliche Apparat, womit George Eliot aufrückt, der künstlerischen Wirkung mehr geschadet als genützt. Die Erzählung ist 1866 erschienen und fand verhältnismäßig geringeren Anklang. Die Kränklichkeit Mary Anns während der Abfassungszeit gibt wohl den Hauptklärungsgrund dafür, daß der Roman gegenüber den andern großen poetischen Prosawerken George Eliots stark abfällt.

In England selbst hat vielleicht keine andere Schöpfung der gefeierten Schriftstellerin eine so begeisterte Aufnahme gefunden wie der furchtbar ins Breite geratene, anscheinend planlos niedergeschriebene, aber von George Eliot mit wärmster Anteilnahme verfaßte Roman „Middlemarch“. Es ist wahr, das englische Provinzialleben vor 50 Jahren mit seinen behäbigen, patriarchalischen Sitten, seiner Unberührtheit von der ungesunden Atmosphäre der Weltstädte London und Paris, seinen köstlichen Spießern und fleischnadigen, freiheitsstolzen Bürgern und Bauern erscheint hier vor den Augen des Lesers in unvergleichlicher Frische und Anmut. Auch in der Charakterzeichnung der Hauptgestalten entfaltet George Eliot von neuem ihre unverminderte ziel- und erfolglichere Kraft. Aber ein einheitliches Kunstwerk ist es nicht, was uns die Verfasserin hier bietet. Es sind vielmehr zwei, oder sogar vier, miteinander nur äußerlich und lose verbundene Geschichten, und die stichtlichen Anstrengungen, die George Eliot macht, um die heterogenen Stücke unter einen Hut zu bringen, tragen lediglich dazu bei, den bedenklichen Mangel an Einheit und Plan aller Welt zu offenbaren. Der Roman, im Juli 1869 begonnen, erschien im Früh-

jahr 1873. Den Namen erhielt das dickleibige Werk von dem englischen Provinzstädtchen Middlemarch, wo sich die Handlung größtenteils abspielt.

Starke, unleugbare Mängel in der Komposition haften auch „Daniel Deronda“ an, der letzten epischen Prosaschöpfung der alternden Dichterin. Zwei Romanhandlungen gehen hier selbständig und nur durch die Hauptperson notdürftig, aber keineswegs notwendig verbunden, nebeneinander her: die Deronda- und die Gwendolenfabel. Die Träger der einen sind der bis zur psychologischen Unmöglichkeit idealisierte Jude Daniel Deronda, seine Geliebte Mira und der jüdische Schwärmer und Hellscher Mordecai. In der andern Geschichte, die von George Eliot offenbar als Gegenstück gedacht war und unter dieser Rücksicht eine gewisse künstlerische Berechtigung besitzt, sind die hervorragendsten Gestalten sämtlich Christen: die oberflächliche, verwöhnte Gwendolen Harleth, ihr Mann, der niedrige Lebemensch Mr. Grandcourt, der gemeine Schuft Lush. Das Buch wird so zu einer Apothese der Juden und gleichzeitig zu einer schweren Anklageschrift gegen ihre christlichen Mitbürger. Daß ihre Zeitgenossen trotz aller nachträglichen Proteste der Verfasserin das Werk in diesem Sinne aufnahmen, beweist schon der überaus laute Anklang, den der Ende 1876 erschienene Roman bei den Israeliten fand, obwohl George Eliot nach dem Urteil jüdischer Gelehrten selbst in das Wesen und die tiefer liegenden Charaktereigenschaften des Judentums nicht eingedrungen ist.

Mit den 1879 veröffentlichten „Impressions of Theophrastus Such“ (Eindrücke des Theophrastus Such), die in ihrem weltchmerzlichen Grundton stark an die pessimistische Jh- Erzählung eines Ausgehenden, „Der gelüftete Schleier“, erinnern, schloß George Eliot ihre schriftstellerische Laufbahn ab.

* * *

Es gab eine Zeit, da man in England dazu neigte, in Mary Ann Evans kurzerhand eine Freidenkerin zu sehen, die ihre Lebensaufgabe darin erblickte, sich über die Schranken von Sitte und Anstand hinwegzusetzen und die christlichen Grundsätze in Theorie und Praxis zu bekämpfen. Eine derartige Auffassung mochte gegenüber der jugendlich unreifen, unbesonnenen Schülerin eines Spinoza und Strauß, der Verehrerin Comtes und Mitarbeiterin an der Westminster Review berechtigt erscheinen, über die reifere George Eliot wird man ein wesentlich günstigeres Urteil fällen müssen. Gewiß bleibt es tief bedauerlich, daß dieser herrlich ausgestattete, hochstrebende Geist schon in der Jugend auf völlig falsche Bahnen geriet, durch eine Verkettung eigener und fremder Schuld den Rückweg zu den

Idealen des Christentums nicht mehr fand und in einem unsichern religiös-philosophischen Eklektizismus seine Befriedigung suchte. Auch soll das Ärgernis, das Mary Ann Evans weiteren Kreisen durch ihre Beziehungen zu George Lewes gab, nicht im geringsten entschuldigt oder beschönigt werden. Dabei bleibt jedoch bestehen, daß George Eliot in ihren Romanen keineswegs als Prophetin des Unglaubens auftrat oder gar einer zügellosen Verachtung des christlichen Sittengesetzes das Wort redete.

Ganz im Gegenteil: ihre Werke, zumal die „Szenen“, „Adam Bede“, „Die Mühle“, „Silas Marner“ sind ausgesprochene, dazu literarisch hochstehende Tendenzschriften, die nicht etwa für die Ethik eines Spinoza oder Comte, sondern, nach ihrem Ideengehalt, für die Lehren der Bergpredigt Propaganda machen. Nicht so uneingeschränkt wird man „Romola“, „Felix Holt“, „Middlemarch“ und „Daniel Deronda“, die auch künstlerisch gegen die Romane aus der eigentlichen Blütezeit George Eliots merklich zurückstehen, den weiteren Kreisen der Leser empfehlen dürfen. Hier kommt schon häufiger eine Weltanschauung zum Ausdruck, die nicht die unsrige ist. Aber mit erklärtem Freidenkertum oder vollends mit sittlich niedriger Gesinnung haben auch diese Dichtungen nichts zu schaffen. Die christlichen Lehren der Selbstaufopferung und Nächstenliebe bilden die moralische Grundlage ihrer sämtlichen poetischen Schriften.

George Eliots Stärke als Romanschriftstellerin ist die psychologische Analyse, die überraschend wahrheitsgetreue Darstellung von Menschen, die der Leser auf Schritt und Tritt in ihren Reden, in ihrem Benehmen, ganz besonders aber in ihrer Art des Denkens und innern Handelns als echt empfindet. Raum bei einem zweiten Vertreter der epischen Prosa findet sich so wenig hohles Pathos, so verschwindend selten, was wir gewöhnlich als Romanstil und Romanphrase beurteilen. Selbst wo die Dichterin ausgesprochenste und künstlerisch nicht mehr zu rechtfertigende Absichtlichkeit oder Tendenz walten läßt, wie im Idealbild Daniel Deronda, oder, obgleich gemäßigter, in der Figur der Methodistenpredigerin Dina Morris, verfällt sie niemals in den Fehler des geistlosen und unpersönlichen Schematisierens. Idealistisch in der Richtung, bleiben ihre Romane fast immer naturwahr in der Ausführung und Technik.

Nicht als ob sie deshalb in Plan und Anordnung die strengen Forderungen der Ästhetiker befriedigten: die äußere Masche, die Komposition ist George Eliots unleugbare Schwäche. Mit Ausnahme von „Silas Marner“ ist davon keine ihrer berühmten Schöpfungen verschont geblieben.

In „Mr. Gilfils Diebesgeschichte“ z. B. spielt das erste Kapitel im Jahre 1820, das zweite 1788, das dritte und vierte 1763 ff., im fünften führt dann die Dichterin die im zweiten begonnene Erzählung weiter. In „Adam Bede“ redet George Eliot wie der Leiter eines Puppenspiels wieder und wieder dazwischen. In „Middlemarch“ läßt die Komposition überhaupt alles zu wünschen übrig. Kleinere Fehler und Mängel, wie die ungebührliche Ausmalung und allzu grelle Beleuchtung einer Nebenfigur auf Kosten des Gesamtbildes, braucht man dabei nicht einmal besonders ins Gewicht fallen zu lassen. — Warum also trotzdem die ungewöhnliche, fast möchte man sagen, unfehlbare Wirkung auf den Leser? Weil George Eliot nicht mit äußerlichen Kunstmittelchen und gesuchten Romaneffekten arbeitet, sondern zumeist aus der Eigenart der auftretenden Personen die Handlung sich entwickeln läßt, so daß die Katastrophe oder Lösung nicht als ein Deus ex machina erscheint, wohl aber als das folgerichtige Ergebnis aus dem gezeichneten Charakter, seinen moralischen Handlungen und der Umgebung. Maggie, Adam Bede, Hetty Sorrel und Artur Donnithorne sind hierfür die klassischen Beispiele. Ein mehr nebensächliches Mittel, dessen sich George Eliots Realismus bedient, um den Eindruck des Lebenswahren zu verstärken, der häufige Gebrauch der Mundart (Slang), kommt dagegen kaum in Betracht und verleitet die Verfasserin zuweilen, die Grenze des dichterisch Schönen und ästhetisch Zulässigen zu überschreiten.

Um so uneingeschränktere Anerkennung verdient der prachtbolle, immer rege Humor, der gerade die besten Schriften George Eliots belebt und der tiefen, für jeden aufmerksamen Beobachter unleugbaren Wehmut, die ihnen allen eignet, die Herbheit und niederdrückende Schwere benimmt. Ihr Humor ist zwar nicht der lautlachende eines Dickens, der gerne mit bewußten und gewollten Übertreibungen arbeitet, aber es ist der gleichwohl geistvolle, feine, nie verletzende, nie ins Triviale ausschweifende einer hochgebildeten Frau, die ihre Mitmenschen liebt, selbst wenn sie ihre kleinen Eigenheiten und Schwächen unter dem Beifall der Leser an den Pranger stellt. Ihr Humor gehört mit zum Begriff „Sympathy“, der die Weltanschauung der Dichterin nach ihrem äußerlichen Bruch mit dem Christentum beherrschte und, soweit er ein gerettetes Erbstück vom Gottesglauben ihrer Kindheit war, die auf sich selbst gestellte Frau vor heidnischem Egoismus und vor dem Versinken ins Materielle und Gemeine bewahrte.

Mois Stodmann S. J.